

Von der sozialistischen Utopie zum „Sozialfall“?

Der Bedeutungswandel des sozialen Wohnbaus

Seit den Anfängen in den 1920er Jahren gilt der Wiener kommunale Wohnbau als Vorzeigemodell. Was das „soziale“ am sozialen Wohnbau ist, hat sich über die Jahrzehnte gewandelt. Eine tragende Rolle spielten aber immer Paternalismus und Bevormundung. Wirklich partizipativ wurde es beim Wiener Wohnbau nicht.

Der kommunale Wohnbau Österreichs hat zwei Gründungsmythen: In der bekannteren Version steht am Anfang eine aus heutiger Sicht wahnwitzig mutige und radikale Politik des „roten Wiens“. Deren Erfinder Hugo Breitner wird mit seiner Finanz- und Wohnbaupolitik zur Ikone der Sozialdemokratie. Mit der progressiven Besteuerung von Wohnungsneubauten zerschlägt Breitner die Grundstücksspekulation in Wien und ermöglicht damit der Gemeinde, günstig Land zu erwerben. Die Einnahmen aus der sogenannten Wohnbausteuer bilden außerdem die finanzielle Reserve für den Bau der Gemeindewohnungen. Aber es gibt eine zweite Geschichte zu den Anfängen des Wiener Wohnbaus. Statt bei PolitikerInnen sieht sie die ersten Initiativen bei Wohnungslosen. Angesichts der eklatanten Wohnungsnot während des Ersten Weltkrieges schließen sie sich zu Kleingewerkschaften zusammen und bauen an den Stadträndern Siedlungen aus Einfamilienhäusern.

„Gartenstadt“ versus „Superbau“: Sozialer Wohnbau als pädagogisches Programm

Diese „Siedlerbewegung“ wird schnell von progressiven ArchitektInnen des roten Wiens aufgegriffen und zum Beispiel in der Werkbundsied-

lung im 13. Wiener Gemeindebezirk weiterentwickelt. Letztendlich wird dieses Konzept einer „Gartenstadt“ aber nicht zur tragenden Säule des sozialen Wohnbaus. Zu teuer und ineffizient ist die Errichtung der Infrastruktur. Außerdem steht der Wunsch nach kleinbürgerlicher Häuslichkeit in krassem Gegensatz zu sozialdemokratischen Werten wie Solidarität und Klassenbewusstsein. Zum federführenden Modell wird daher die große Wohnhausanlage, der sogenannte „Superbau“. Maßgeblich bei dessen Planung sind von Beginn an Vorstellungen darüber, was für die neue Arbeiterklasse gut, wichtig und wünschenswert sei. Der Soziologe Christoph Reinprecht fasst zusammen: „In den 1920er Jahren war das Soziale ein pädagogisches Programm und ein emanzipatorisches Programm. Die Arbeiterklasse sollte nicht nur mit besseren Wohnungen versorgt werden, sondern zugleich auch moralisch in eine bessere Situation gebracht werden. Daher wurde die Architektur mit Aspekten des Gemeinschaftlichen verbunden. Es gibt gemeinschaftlich zu nutzende Räume: Waschküchen, Höfe, viel Grünraum und Spielplätze für die Kinder“.

Das erste Wiener Wohnbauprogramm sieht vor, bis zum Jahr 1928 insgesamt 25.000 Wohnungen zu bauen – dieses

Ziel ist bereits 1926 erreicht. Letztendlich entstehen so in Wien insgesamt 38 Gemeindebauten und 64.000 neue Wohnungen. 1933 wird jener Bau vollendet, der zum Symbol für die Superbauten des roten Wien werden sollte: der Karl-Marx-Hof. Im Februar 1934 wird er während des Bürgerkrieges schwer beschädigt – für viele ein schockierend symbolträchtiges Bild. Politisch demontiert wurde der soziale Wohnbau des roten Wiens jedoch bereits davor: 1929 bringt eine Neufassung des Finanzausgleiches das Aus für die eigenständige Wiener Finanzpolitik, 1933 folgt zusätzlich das Verbot, in Wien eigene Steuern einzuhoben. Damit fehlt auch die finanzielle Basis, um Gemeindewohnungen zu bauen.

Sozial mobil: Gemeindewohnungen für den individuellen Aufstieg

Nach Nationalsozialismus und Krieg wird sozialer Wohnbau zum Gradmesser des Wiederaufbaus – und damit des wirtschaftlichen Fortschritts. 1947 beginnt der Bau an der Per-Albin Hansson-Siedlung. 1953 verkündet der damalige Wiener Bürgermeister Franz Jonas stolz, dass alle im Krieg schwer beschädigten Gemeindewohnungen wieder aufgebaut seien. 1954 wird die Fertigstellung der



100.000sten Gemeindeförderung gefeiert. Effizienz und Tempo stehen im Mittelpunkt, das wirkt sich auch darauf aus, was sozialer Wohnbau leisten soll, erklärt Reinprecht.

„Das Soziale in den 1950er und -60er Jahren ist die soziale Mobilität. Bessere Wohnversorgung sollte ermöglichen, in eine bessere soziale Position zu kommen, individuell und nicht als Klasse. Daher ist etwa die Versorgung dieser Wohnbauten mit Gemeinschaftsräumen nicht mehr im Mittelpunkt. Zusätzlich ist der kollektive Gedanke der Pädagogik und der moralischen Erziehung hier nicht mehr präsent.“

Das hat auch Auswirkungen darauf, wie die Gemeindebauten dieser Zeit aussehen – außen wie innen: „In den 1950er Jahren wurde der soziale Wohnbau sehr standardisiert gebaut, meistens mit ganz klar definierten Grundflächen, quasi in einer Art Masseproduktion.“

Standardisierung und Massenproduktion sind damit beherrschende Themen im sozialen Wohnbau der 1950er und -60er Jahre. Wer diese Standards setzt und welche Überlegungen dabei eine Rolle spielen, steht lange Zeit nicht zur Diskussion. Erst mit den Protestbewegungen der 1970er Jahre kommt auch das Bedürfnis nach Individualität und Selbstverwirklichung wieder ins Spiel. Im Fall des sozialen Wohnbaus bedeutet das auch, dass zukünftige BewohnerInnen bei der Planung stärker zu Wort kommen – allerdings nur bis zu einem gewissen Grad –, wie die Geschichte des Wohnpark Alt-Erlaa zeigt.

„Artgerechtes“ Wohnen? Sozialer Wohnbau als Weg zum individuellen Glück

„Wohnen wie die Reichen, auch für Arme“ – der Leitspruch des Architekten Harry Glück ist Programm. Glücks Bauten zeichnen sich durch Swimmingpools auf den Dächern, begehbare Schrankräume und Balkone mit Pflanztrögen aus. Er prägt damit auch eines der Aushängeschilder des sozialen Wohnbaus der 1980er Jahre: den Wohnpark Alt-Erlaa. Für das Großprojekt prägt Glück den Begriff des „gestapelten Einfamilienhauses“. Indoor-Spielplätze und Freizeiträume sollen für Gemeinschaftsgefühl sorgen und die sogenannte „bandbildende Funktion“ des Dorfgasthauses ersetzen. Das Konzept ist das Ergebnis einer breit angelegten Studie, in der zwischen 1975 und 1983 auch BewohnerInnen von Gemeindebauten befragt wurden. Teil des interdisziplinären Forschungsteams ist auch Ireneus Eibl-Eibesfeldt, Begründer der Hummethologie, der Verhaltensforschung beim Menschen. Die Frage, wie Architektur „naturgegebenen Bedürfnissen“ gerecht werden könne, spielt daher auch eine zentrale Rolle in dem Projekt. Was gutes Wohnen ist, das entscheiden auch 1980 größtenteils Experten, die sich nicht zuletzt auf „natürliche Gegebenheiten“ berufen. Erfolgreich war Glücks Konzept jedenfalls. In Umfragen zur Wohnzufriedenheit rangiert Alt-Erlaa regelmäßig bei Werten jenseits der 90 Prozent.

2004 wird schließlich der letzte Gemeindebau Wiens fertiggestellt, seither wird ausschließlich von gemeinnützigen Gesellschaften gebaut. Mit

dem erstarkenden Neoliberalismus gerät auch der Sozialstaat in Verfall – und mit ihm das Wort „sozial“. Christoph Reinprecht: „Die Stadt Wien spricht heute seltener von ‚Gemeindebau‘ oder ‚sozialem Wohnbau‘, sondern spricht stattdessen von ‚öffentlich gefördertem Wohnbau‘. Man vermeidet heute sehr stark das Adjektiv sozial, weil es so stark konnotiert wird mit Armut und mit Ausgrenzung.“

„Sozial“ – das steht mittlerweile oft für ein – mutmaßlich selbstverschuldetes – Defizit. Der soziale Wohnbau der 2000er Jahre nennt sich daher nur mehr ungern so, gleichzeitig ist er so vielfältig wie nie zuvor: Man baut für SeniorInnen, StudentInnen, AlleinerzieherInnen, barrierefrei, interkulturell, generationenübergreifend, autofrei, familienfreundlich. Und eines scheint dabei besonders wichtig: die sogenannte „soziale Durchmischung“. Sie soll verhindern, dass Gemeindebauten zu „Ghettos“ werden. Auch relativ gut verdienende Menschen haben in Österreich daher prinzipiell Zugang zum Gemeindebau. Das mag effektiv sein, hinter den Überlegungen zur „sozialen Durchmischung“ steckt aber auch die Annahme, Arme benötigten das Umfeld der Reichen. Wieso eigentlich? Kann man sozialer Ausgrenzung tatsächlich nur entgegen treten, indem man die sogenannte „Ghettoisierung“ verhindert?

Soziales Wohnen war ein pädagogisches Konzept. Es gab einen normativen Standard auf dem Weg in den sozialen Aufstieg vor, versuchte vorgeblich „naturgegebenen Bedürfnissen“ gerecht zu werden oder über die „soziale Durchmischung“ Stigmatisierung zu verhindern. Seit den Anfängen zieht sich das Prinzip durch, dass Wohnpolitik von oben gemacht wird. Wirklich partizipatives soziales Wohnen, so scheint es, muss erst noch erfunden werden.

Alexandra Siebenhofer war von 2007 bis 2014 Radio Stimme-Redakteurin. Seit 2013 arbeitet sie für Ö1, wo sie unter anderem Beiträge für die Wissenschaftsredaktion und die Wirtschaftsredaktion gestaltet.